



Seelenfesseln

von

Torsten Thoms

## Seelenfesseln

Ich kann nur ich selbst sein. Wer auch immer das ist. Bob Dylan

### Kapitel 1

Wie jeden Morgen lief ich langsam die Stufen zum Bahnhof hoch. Um mich herum wimmelten wie Bienen die Menschen, brüllten in ihre Handys, rannten nach Zügen oder spazierten langsam die Gänge entlang. Auf dem Bahnsteig standen schon in dichten Trauben die Fahrgäste. Der Zug hatte, wie fast an jedem Tag, Verspätung. Als sich die Türen öffneten und die ersten Leute ausstiegen, kam mit ihnen eine Wolke verbrauchter Luft und Schweißgeruch aus der Bahn. Ich ignorierte den Gestank und stieg ein.

Das langsame Rütteln der Bahn machte mich schläfrig. An einer Stelle, an der an den Gleisen gearbeitet wurde und die deshalb nur langsam befahren werden durfte, war es besonders schlimm. Regelmäßig fuhr der Zug über eine Bohle, sprang dabei fast unmerklich immer ein paar Millimeter nach oben, und machte ein holperndes Geräusch. Bei diesem Rhythmus fielen mir immer fast die Augen zu. Beinahe verpasste ich so die Station, an der ich aussteigen musste. Wie jeden Morgen. Beim Aussteigen aus dem Zug drängte sich bereits eine Menschenmenge vor den Türen, so dass wir, die wir heraus wollten, kaum die Möglichkeit dazu hatten. Im Gänsemarsch schoben wir uns langsam vorwärts, hinter uns brach die Meute in die Bahn ein und kämpfte um die wenigen Plätze.

An diesem Tag war es noch zu früh für die Arbeit und ich hatte Zeit, um mich in ein Café zu setzen. Die Hitze des Tages kündigte sich bereits jetzt an und ich hatte Glück, einen Tisch im Freien zu finden, an den ich mich setzte. Es waren die schönsten Minuten des Tages. Hier draußen fühlte ich mich frei und unbeschwert, abseits von der Welt, die plötzlich bunt und interessant und gar nicht eintönig war.

Neben mir saß ein Mann Mitte dreißig. Er sah mitgenommen aus, mit dreckiger Kleidung, fettigem ungebürstetem Haar. Doch das, was mich an ihm besonders faszinierte, waren seine Augen. Sie schienen lebhaft blau, voll Vergnügen und Leben, schauten mal konzentriert, mal abwesend verinnerlicht, jedoch nie gelangweilt. Neben ihm saß ein Hund, der sich nicht um das Treiben um ihn herum scherte, sondern faul auf dem Boden lag. Ich spürte den Blick des Mannes in meinem Nacken und ich wusste, dass er mich musterte. Es war mir peinlich, denn so etwas machte man nicht: Jemanden anstarren gehört nicht zur Etikette und ich merkte, wie er visuell in meine

persönliche Zone eindrang. Kalter Schweiß begann sich auf meiner Stirn zu bilden. Ich bewegte meinen Kopf in die andere Richtung, doch machte es mich nervös, gemustert zu werden. Dieser Mensch schaute mich jetzt von oben bis unten an. Ich war so unsicher wie selten in meinem Leben. Über diese Unverfrorenheit fühlte ich Wut in mir aufsteigen, die ich kaum kontrollieren konnte. Leider löste Wut in mir immer den Effekt aus, dass ich bis über beide Ohren rot anlief. Da half kein tiefes Durchatmen mehr, auch keine Gedanken an die Tatsache, dass es mir völlig egal sein konnte, dass mich ein Wildfremder anstarrte. Mein Körper wurde komplett vom Gefühl beherrscht. Ich hörte nur ein leises Kichern von neben an.

„Tschuldige, Wollte Dir nich ärjern.“

Ich drehte meinen Kopf und schaute dem Mann ins Gesicht. Er hatte lederne Haut, sonnenverbrannt schon in jungem Alter, leichte Falten um die Augen herum, die zu glühen schienen. Da war nichts Bösesartiges zu erkennen, nichts, was auf Schadenfreude hinwies.

Sofort verflog meine Wut und ich schämte mich ein wenig.

„Nun, ich fühl mich immer unsicher, wenn jemand mich so anstarrt.“ Ich war erschrocken über meine Ehrlichkeit. Was gingen denn diesen Fremden meine Schwächen an? Aber ich fühlte mich nicht mehr unwohl, auch wenn ich einen Teil von mir verraten hatte, den ich lieber für mich behalten hätte.

„Is doch normal. Wie jesacht, Tschuldigung. Aber du sahst so interessant aus, dass ick nich wegschauen konnte.“

„Interessant? Hmm.“ Ich fragte mich, wie er darauf gekommen war.

„Also ick erzählet dir gleich. Aber erst mal broch ick nen Kaffee.“

Es dauerte eine Sekunde, bis ich die Aufforderung verstanden hatte. Also bestellte ich den Kaffee und handelte völlig gegen meine sonstige Überzeugung, Schnorrer links liegen zu lassen.

Als wir beide mit Koffein versorgt waren, begann er.

„Janz kurz jesacht. Du loffst uf 5%.“

Ich war verblüfft, verstand nicht richtig. Oder doch?

„Ick weiß nich, wovor de Angst hast. Aber dit hindert dich. Wat machste denn?“

„Ich arbeite im Standesamt - in der Dokumentationsabteilung.“

„Dit bringt dich um. Seh ick.“

Ich war vollkommen perplex.

„Privat issit och nich dolle, wa?“

Ich blieb stumm, was vielleicht auch besser so war.

„Jeht mich ja nüscht an. Aber jut tut dir det nich. Is nämlich so: Wenn wa unser Leben

nich so leben wie wa sollen, sind wa nich glücklich. Punkt.“

Jetzt ließ ich mich schon von einem Landstreicher über Lebensphilosophien belehren. Allmählich wurde ich wütend, was mein Gegenüber sofort bemerkte.

„Schon jut. Mach wat draus oder nich. Aber dit Standesamt is nich jut. Da musste raus.“

„Ich bin da jetzt seit 10 Jahren. Schon meine Ausbildung hab ich dort gemacht. Ich mag die Arbeit, sie ernährt mich und ich mach mich nicht tot.“

„Doch, machste. Aber nich so wie de denkst. Spaß macht det nicht, dit sieht man in Denem Jesicht.“

„Nicht immer, aber es gibt auch lustige Momente.“

„Klar. Den Feierabend. Aber ejal. Komm doch mal raus zu uns. Wir wohnen am Stadtrand, inner Camperstadt. Frach einfach nach Theo. Da könn wa zusammen mal n bischen quatschen. Da kommste bestimmt uf andere Jedanken. Ick muss weiter. Hoffe ick seh dich.“

Damit stand er auf, sein Hund ebenfalls, der in freudiger Erwartung plötzlich voll Energie zitterte. Ich beobachtete Theo, als er aufstand. Seine Gestalt war verwahrlost, doch aufrecht. Kein anderes Äußeres hätte zu ihm gepasst. Perfekt waren die alten Cordhosen, das T-Shirt mit verwaschenem Aufdruck und die abgewetzten Schuhe. Auch der Hund fügte sich ins Gesamtbild, sah seinem Herrchen ähnlich, der gleiche wache Gesichtsausdruck, die gleiche Lebendigkeit, war genauso ungekämmt und verwahrlost. Langsam entfernten sich die beiden.

Ich schaute Theo noch nach, wobei mir die Unterhaltung noch in den Ohren klang. Die Worte hämmerten wie das Geräusch eines Morsegerätes. Einzelnen. Hart. Und mit einer Botschaft, die ich nicht verstand oder verstehen wollte. Ich blieb noch eine ganze Weile sitzen, trank einen Kaffee nach dem anderen, verpasste auch meinen Arbeitsbeginn.

Ich weiß nicht genau, wann es wirklich begonnen hatte, ob schon vor langer Zeit oder erst jetzt. Es war mehrere Tage nach der Begegnung mit Theo vergangen. In Erinnerung ist mir nur eine Szene an einem ganz normalen und gewöhnlichen Tag, an dem ich wie üblich morgens zur Arbeit fahren sollte. Ich sah die Menschen um mich herum, wie sie nach Zügen liefen. Sah sie Zeitung lesen, Kaffee trinken oder einfach nur leer in der Gegend herum starren. So wie immer, genau wie ich. Doch dieser Tag war anders. Vermied ich sonst immer jeglichen Blickkontakt, suchte ich heute zaghaft nach der Aufmerksamkeit der Menschen. Manchmal trafen mich Blicke, doch den Mut

zurückzuschauen, hatte ich noch nicht. Frustriert ließ ich das Umschauen sein. Denn nichts auf der Welt schien sich für mich zu interessieren. Und wenn doch, so hatte ich nicht den Mut, auf dieses Interesse einzugehen. Es war leichter alles so zu lassen, wie es war. Morgens aus dem Haus, den ganzen Tag auf der Arbeit, abends nach Hause, Fernseher an und Tiefkühlkost in den Ofen. Samstag die Wohnung zu putzen, danach ins Kino. Sonntag zu den Eltern zu gehen. Einmal die Woche an Sex zu denken, aber nur einmal im Monat mit meiner Frau zu schlafen. Traurig eigentlich, mein Leben ließ sich in nur zwei kurzen Sätzen zusammenfassen.

Die einzige Aufregung hatte ich, wenn irgendetwas schief lief. Und das hasste ich wie die Pest. Ein verstopftes Wasserrohr oder ein platter Reifen ließen mein Leben völlig aus dem Ruder laufen. Dann bekam ich Wutausbrüche und schimpfte auf die Welt, die so voll mit Ungerechtigkeit und Egoismus zu sein schien. Die Menschen um mich herum ließen mich dann gewähren, wussten sie doch, dass ich einen solchen emotionalen Ausbruch selten lange durchhielt. In 20 Minuten war fast immer alles vorbei und die scheinbar grenzenlose Wut wich einer bleiernen Müdigkeit, die an Gleichgültigkeit grenzte. Diese verging allerdings nie sehr schnell, sondern beschäftigte mich meist noch Stunden später. Daher war meine Energie des Tages oft schon am Vormittag aufgebraucht, weshalb ich Techniken entwickeln musste, die diese Wutanfälle auf ein Minimum reduzierten. Die Lösung war denkbar leicht: Nichts tun. Ich nahm also lieber den Bus, als mit dem eigenen Auto zu fahren. Da konnte in der Richtung nichts passieren, keine Panne, keine Unfälle. So stand das KFZ vor meiner Tür, fast unbenutzt. Nicht dass ich es verkauft hätte. Da hätte ich mich über den Wertverlust geärgert. Eines Tages jedoch streikten die Angestellten der öffentlichen Verkehrsmittel. Da hatte ich Glück im Unglück. Denn der nachfolgende Wutanfall samt Ohnmacht blieb nahezu unbemerkt, da ich aufgrund des Streiks nicht zur Arbeit gehen musste. Von meinem Auto wusste ja sonst keiner. So konnte ich mich gleich zu Hause hinlegen und bis zum Nachmittag schlafen. Hinterher fühlte ich mich etwas besser. Auch auf der Arbeit geschah selten etwas Besonderes. Ich arbeitete im Standesamt. Zum Glück hatte ich keinen Kundenkontakt. Ich war eigentlich nur für das Kopieren und Ordnen der Akten zuständig. Einmal kam die Idee auf, auch mich mehr in die Arbeit im Amt einzubinden. Doch zum Glück entschied ein kluger Bürokraten-Vorgesetzter, mich für die dringend notwendige digitale Speicherung der Dokumente einzusetzen. Bald schon bekam ich die nötigen Schulungen, mein Arbeitsvolumen war für die nächsten Jahre mehr als gesichert. Da scannte ich nun den ganzen Tag lang, ordnete, verteilte Dateinamen und hatte viel zu tun. Zumindest dem Anschein nach. Denn keiner interessierte sich wirklich für diese Arbeit, die ich im Keller des

Bürogebäudes ausführte. Auch hier lief einiges schief. Mal ging der Scanner nicht, mal tauchten die Dokumente nicht in richtiger Form im Computer auf – doch hier meldete sich meine Wut nie. Hier konnte alles gegen mich laufen, es berührte mich nicht. An einem bestimmten Tag gelang mir kein einziger brauchbarer Scan. Den ganzen Tag lang versuchte ich herauszufinden, woran das lag. Mit einer Seelenruhe veränderte ich Parameter, schaltete mehrfach den Computer ein und aus, machte und tat, was mir einfiel. Doch immer erschien auf dem Bildschirm nur ein pechschwarzes Dokument. Kein Frust meldete sich, keine Wut, nicht die kleinste Regung. Am Ende des Tages ging ich frisch nach Hause und hatte den festen Vorsatz, am nächsten Morgen von unserem IT-Experten Hilfe zu holen. Wie von Zauberhand jedoch war am Tag darauf nichts mehr von den schwarzen Dokumenten zu sehen. Alles war wieder normal, die Arbeit konnte weitergehen.

Doch dann passierte etwas. Nichts Dramatisches, kein krachendes, plötzliches Erwachen, noch nicht einmal ein echter Anlass für Veränderung. Doch ist mir dieser scheinbar normale Tag bis heute lebhaft in Erinnerung. Ich war auf dem Weg zur Arbeit und eigentlich etwas später als normal dran. Da sah ich ein Poster mit Werbung. Es waren ein paar Piloten, männliche und weibliche. Das Thema war eindeutig auf einen Film zugeschnitten, der in der Karibik spielte und von Piraten handelte. Nur waren das hier nicht Piraten, sondern Piloten der Karibik. Nicht mal besonders gut gemacht, unspektakulär, doch ich musste stehen bleiben, betrachtete die Szene einige lange Sekunden lang. Ein großes Lächeln breitete sich in meinem Gesicht aus. Meine ungeübten Gesichtsmuskeln verzerrten sich, kämpften mit bizarren, ungeübten Verrenkungen, bis ich ein schallendes Lachen nicht mehr zurückhalten konnte. Befreit, unkontrolliert – die Welt um mich herum existierte nicht mehr, nur noch dieses Bild und ich. Es war so komisch, dass ich die Augenpaare auf mir nicht mal mehr spürte.

Wie lange ich vor diesem Poster stand, wusste ich nicht. Ich erwachte erst, als ein älterer Herr in Amtskleidung der Verkehrsbetriebe mich am Ärmel fasste und fragte, ob alles in Ordnung wäre. Da erst schreckte ich aus meiner Trance auf, schaute mich um, fühlte noch immer die Freudentränen über meine Wangen kullern. Einige von ihnen hatten meine Lippen benetzt. Der salzige Geschmack erinnerte mich an jede Köstlichkeit, die ich in meinem Leben zwar gegessen, jedoch nie wirklich wahrgenommen und geschmeckt hatte. Jetzt erst sah ich, dass andere Menschen mich anstarrten. Der freundliche Mann in Uniform betrachtete mich fast schon besorgt und

voller Mitleid. Ich murmelte etwas Unverständliches, schlug meinen Kragen hoch und ging fluchtartig aus der Bahnhofsstation. Wie von Sinnen sah ich jetzt um mich herum das Treiben. Wie aus einer fernen Welt erblickte ich alles. Es war so ungewohnt lebendig. Selbst die toten Dinge wie Laternen, Steine oder Autos wirkten bunt und pulsierend. Alles schrie zu mir, redete, lächelte. Es war so laut, dass ich mir die Ohren zuhalten musste. Auch meine Augen kamen nicht mit den Bildern zurecht, die bunter und greller waren als sonst und mir ins Gesicht zu springen drohten. Meine Sonnenbrille half hier etwas, doch musste ich von der Straße herunter. Ich irrte weiter, ging in eine Seitengasse, weil es dort nicht so hell war und es nicht so viele Eindrücke gab, die mich weiter überfordern konnten. Dort war eine düstere Eckkneipe, keine 20 Meter von hier. Meine einzige Hoffnung. Zu meinem großen Glück war sie bereits zu dieser Stunde geöffnet. Der Wirt, ein dicker Mann im mittleren Alter, der eigenartig roch, war nicht überrascht, dass er schon jetzt einen Gast zu bedienen hatte. Die Kneipe war schäbig und stank nach altem Bier und kaltem Rauch. Kaum Licht drang durch die schmutzigen Fenster und die Wände hätten dringend einen Anstrich gebraucht. Doch das störte mich nicht. Im Gegenteil. Selten in meinem Leben war ich mir sicherer, dass ich zur rechten Zeit am richtigen Ort war. Ich bestellte einen schottischen Single Malt. Eigenartig. Noch nie hatte ich so etwas getrunken. Auch der Wirt runzelte die Stirn und ich befürchtete, dass er mir den für uns beide exotischen Wunsch nicht erfüllen könnte. Doch er wankte davon und begann, unter dem Tresen herumzukramen. Nur wenige Sekunden später präsentierte er eine verstaubte Flasche Glenfiddich, die bestimmt seit Jahren ungenutzt herumgestanden hatte. „Kostet 5 pro Glas“ bellte er zu mir herüber und erwartete, dass ich jetzt einen Rückzieher machen würde. „Schon recht.“ Daraufhin schnappte sich der Wirt mit einem Seufzer ein Glas und kam samt der Flasche zu mir. Er schenkte großzügig ein und bestand auch gleich auf Bezahlung. Wahrscheinlich traute er mir gerade wegen meines amtlichen Aussehens nicht über den Weg. Ich gab ihm reichlich Trinkgeld, das er mit einem Brummen einsteckte, um sich anderen Kneipenbeschäftigungen zuzuwenden.

Da saß ich nun, nippte an meinem Whisky. Der erste Schluck brannte und schmeckte nach Rauch. Ich musste ein Husten unterdrücken. Aber es war bei Weitem nicht so unangenehm, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ganz im Gegenteil. Er brannte nur ein wenig beim ersten Kontakt mit meiner Zunge und ich hatte das Gefühl, das erste Mal seit langer, langer Zeit wieder etwas zu schmecken. Dabei vertrug ich gar keinen Alkohol, sondern war sonst bereits nach einem Glas Wein angeschwippt und müde. Nicht heute. Zwar merkte ich die Wirkung des Whiskys ein wenig, doch betrunken war

ich noch lange nicht. Ich orderte noch einen und an dem zweiten hatte ich noch mehr Freude als am ersten. Langsam ließ ich ihn auf der Zunge tanzen, spülte ihn im Mund hin und her, ließ ihn jeden Winkel, jeden Geschmacksnerv erreichen. Manchmal war er weich, manchmal bitter, manchmal eichig. Wieder rief ich den Kneipier, den ich diesmal bat, die Flasche stehen zu lassen. Das tat er auch, aber erst nachdem er mir 50 Euro abgenommen hatte. Das war mir erstaunlicherweise völlig egal, denn eine Summe in etwas zu investieren, das nur die Gurgel hinunter geht, war mir bis dahin fremd. Ich wunderte mich sehr über diese Veränderung in meinem Verhalten.

Gleichgültig nahm ich jedoch diesen Verlust hin, der mich noch vor einer Stunde hätte schwindeln und zurückweichen lassen. So aber schenkte ich nach und nippte wieder langsam am Glas. Das Geschmackserlebnis veränderte sich. Das Brennen hatte völlig nachgelassen. Jetzt schmeckte der Whisky weich und rund. Was mich am meisten wunderte, war die Tatsache, dass ich nicht betrunken war. Und auch nicht müde, wie ich es sonst kannte. Stattdessen hatte sich eine wohlige Wärme in meinem Magen ausgebreitet, die meinen Körper von innen langsam erfüllte. Ich war so wach wie noch nie. Und noch etwas war anders. Ich sah in den schmutzigen Spiegel mir gegenüber und ich sah mein Gesicht, das mir in seiner ganzen Breite entgegen lächelte. Es war genauso ungewohnt wie vorhin. Meine Muskeln machten Bewegungen, die sie schon seit Jahren nicht mehr ausgeführt hatten. Ich bemerkte sogar eine Art Muskelkater, den ich auf den Lachanfall vorhin zurückführte. Es tat ein wenig weh, dieses ungewohnte Lächeln, doch ich fühlte mich.... gut. Ja, einfach nur gut. Worauf ich meinen nächsten Whisky trank. Diesmal nicht langsam, sondern schnell. Und jetzt brannte er wieder, was mich zu einem kurzen Auflachen zwang. Der Wirt schaute misstrauisch zu mir herüber. Wahrscheinlich dachte er, ich sei verrückt. Und ich dachte mir, dass er vielleicht sogar recht habe. Mir selbst kam die Situation zunehmend unwirklicher vor, doch wollte ich nicht, dass sie endete.

Ich betrachtete die Flasche, die noch Viertel voll war. Auf ihr war ein Adler zu sehen, der sich vor einem felsigen Bergmassiv mit Wasserfällen in die Höhe hob. Urig war die Szene, und schon das Anschauen wirkte berauschend. Es dröhnte laut in meinen Ohren, der Wind, das Wasser. Mir wurde kalt, denn so hoch oben blies es kräftig. So segelte ich dahin, für eine Sekunde, bevor ich bemerkte, dass ich nicht in Schottland, nicht der Adler, nicht hoch in der Luft war. Mir wurde schwindelig, doch zum Glück holte mich mein Handy wieder auf die Erde zurück. Das Klingeln war penetrant und ich fuhr wie aus einem Traum hoch. Mechanisch griff ich nach dem Telefon und antwortete leise, kaum hörbar mit krächzender Stimme.

Es war eine Kollegin, die aus irgendeinem Grund gerade heute etwas von mir brauchte. Normalerweise hätte im Büro niemand meine Abwesenheit bemerkt. Sie störte mich bei meinen Gedanken und ich empfand die Unterbrechung als unangenehm. Und zwar so sehr, dass ich sofort Schweißausbrüche hatte.

„Alles in Ordnung?“

„Ich weiß nicht recht, aber es ist gut.“

Eigentlich interessierte sie meine Antwort nicht. Und ich war auch nicht in der Stimmung weiter zu diskutieren.

„Wo sind Sie?“ herrschte sie. Was ging sie das eigentlich an? Trotzdem wich ich ihr aus.

„Ich hatte einen Schwächeanfall auf dem Weg zur Arbeit. Kann heute nicht kommen.“

„Sollten Sie da nicht Ihrem Vorgesetzten Bescheid sagen?“

Unrecht hatte sie nicht, doch verspürte ich nicht die geringste Lust, mich länger mit auch nur einem Gedanken an das Büro aufzuhalten.

„Ja, mache ich. Was gibt es denn?“ hörte ich mich sagen. Alter Ärger stieg in mir hoch, verbunden mit dem Gefühl, dass mir andere mit ihren Forderungen die Luft zum Atmen nahmen. Ich spürte die Enge, die mich zu erdrücken schien. Ich schaute wie gebannt auf die Flasche Whisky vor mir. Das half. Wieder war ich kurz in der Luft. Spürte Wind und Wetter, hörte die Natur. Doch die Stimme meiner Kollegin holte mich zurück.

„Eine Kopie von Akte 6 SCH/gh. Wo find' ich die?“

Ich hatte keine Ahnung. Sie quälte mich, ich hatte Angst und es wurde nicht besser. Jetzt half auch die Flasche nicht mehr.

„Ich komme gleich rein. Es geht schon etwas besser.“

Ein Klicken in der Leitung beendete das Gespräch. Ich fühlte mich elend. Langsam stand ich auf. Die Freude war völlig aus mir verschwunden. Stattdessen rollten mir Tränen der Trauer die Wangen herunter. Sie schmeckten salzig und brannten auf der Haut. Ich wankte zur Tür, schaute mich nicht mehr um, denn ich schämte mich meines Zustandes. Draußen war es jetzt erträglich, meine Sinne spielten mir keine Streiche mehr. Im Gegenteil. Wie abgestumpft ging ich zur Bahn, kaufte vorher noch eine Packung Mintbonbons. Widerwillig fuhr ich zur Arbeit. Jeder Schritt schien schwerer zu sein, als wären sie aus Blei zog es meine Hüften zu Boden. Zum Glück gab es ein Steh-Café auf dem Weg zum Büro. Denn urplötzlich bemerkte ich den Alkohol. Der heiße Kaffee belebte meine Sinne. Doch die Müdigkeit, die langsam in mir aufstieg, konnte ich dennoch nicht besiegen. Meine Lider kämpften mit der

Schwerkraft. Noch vor ein paar Stunden waren meine Sinne so scharf wie noch nie gewesen. Jetzt war das alles vorbei. Weder sah ich noch hörte ich, wollte es auch nicht. So schleppte ich mich vom Café zur Arbeit. Es war schon fast Nachmittag, als ich endlich ankam. Keiner bemerkte mich. Ich begegnete meiner Kollegin, die noch vor einer Stunde mit mir telefoniert hatte. Sie ignorierte mich, drehte den Kopf weg, während ich sie passierte. In meinem Büro angekommen kämpfte ich wieder mit den Tränen. Doch bis auf einen leisen Schluchzer brachte ich nichts hervor. Die Müdigkeit blieb jedoch und wurde immer größer. Ich schaffte es gerade auf meinen Stuhl, ein tiefer Seufzer der Erleichterung entfuhr mir. Noch nie war ich so froh gewesen, sitzen zu können. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, jemals wieder aufzustehen. Ich wusste, dass wenn jetzt jemand in das Zimmer kommen und mich zu einer Arbeit zwingen würde, würde ich mich nicht rühren können. Es kam aber niemand. Ich schloss die Augen und genoss die wohltuende Ruhe. Das fensterlose Zimmer ließ kaum Geräusche hinein. Ganz weit entfernt hörte ich ein gleichmäßiges Summen, das mich aber nicht störte. Ich dachte an meinen Adler. Und mir war, als hörte ich ihn schreien. Auch der Wind war wieder da und das Wasser, das unter mir rauschte.

Möchten Sie weiterlesen? Bestellen Sie doch einfach den ganzen Roman...

[www.xpresso-texte.de](http://www.xpresso-texte.de)